

Der entwendete Brief

Autor(en): **Poe, Edgar Allan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 40

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bowiemesser. Die Hauptsache aber, die mir den Erfolg sicherte, waren meine beiden Kangarohunde „Cloud“ und „Spring“, zwei famos auf die Jagd abgerichtete Tiere, die ich für wenig Geld von einem mittelloßen Holzschläger erstehen konnte. Jung und äußerst kräftig, waren beide außerordentliche Kenner, die jedes Tier, wenn sie einmal die Fährte aufgenommen, einholten, mochte die Jagd noch so lange dauern. Es passierte mir des öftern, daß das Kangaroo mit seinen Verfolgern dicht an mir vorüberlief und ich mehrere Kilometer ihnen folgen mußte, bis ich sie gelegentlich wieder zu Gesichte bekam, oder beim verendeten Tier anlangte, neben welchem beide Hunde müde und abgeheßt sich ausruhten.

Die Regel bei dieser Jagd ist die, stets den Spuren der Hunde zu folgen und nicht denjenigen des Wildes, da sich diese oftmals kreuzen, während die frischen Spuren der Hunde besser zu verfolgen sind. Dabei sei bemerkt, daß Sprünge von einer Länge von 8 bis 10 Metern keine Seltenheit sind und ich selbst einen von 12 Metern gemessen habe, gibt es doch Tiere darunter, die in sitzender Stellung die respektable Höhe von 1 Meter 80 erreichen.

Das Kangaroo ist zudem sehr angriffs-lustig und schlau; wenn es sich von einem Hund verfolgt sieht und einen Wassertümpel in der Nähe erblickt, so stürzt es sich ohne Besinnen hinein und erwartet seinen Verfolger mit vorgestrecktem Kopf; im Moment, wo es den Hund fassen kann, packt es ihn mit den Vorderbeinen fest an, klemmt ihn zwischen die äußerst kräftigen Hinterbeine und drückt ihn unter Wasser, um ihn zu eräufen, wenn er sich nicht vorher loswinden kann. Aber auch auf dem Trockenen versteht es keinen Spaß und wehrt sich bis zum äußersten; seine Hinterbeine sind außerordentlich kräftig entwickelt und die Füße mit scharfen Krallen versehen, sodaß, einen Hund mehrere Meter weg zu schleudern für das Kangaroo eine Kleinigkeit ist, wobei der Angreifer Wunden gefährlicher Art einheimsen kann; meine beiden Hunde kamen nie ohne solche von der Jagd zurück und mußten sich bis zur nächsten einen Verband, bald hier, bald dort, gefallen lassen. Dagegen ist Mutterliebe nicht ihre stärkste Tugend. Ich habe zweimal beobachtet, daß eine Kangaroomutter, wenn ihr die Hunde auf den Fersen waren, in ihrem Versuch zu entkommen, einfach das Junge aus dem Beutel nahm und fortschmiß; in einem Falle habe ich es den Hunden rechtzeitig entreißen können und nach Hause genommen, da mir aber keine Ruhmild zur Verfügung stand, starb es während der Nacht. Junge Tiere sollen sich jedoch gut aufziehen lassen und an das Haus gewöhnen, ebenso die dort vorkommenden Dopschumz nicht dagegen jung eingefangene Strauße (Emus).

Als ich eines Tags allein zur Jagd ging, Fährten verfolgte und meine Hunde längere Zeit nicht mehr erblickte, ruhte ich mich etwas aus und nahm einen Imbiß; nach längerer Pause sah ich mich nach meinen Begleitern um und sah diese soeben einen Hügel herunter jagen, vor sich ein Kangaroo von ansehnlicher Größe; die Jagd kam direkt auf mich zu und stoppte einige Meter von mir. Offenbar war die Hege viele Kilometer weit gegangen, denn weder das Wild noch die Hunde konnten noch weiter, besonders den letztern hing die Zunge weit aus dem Maul und beide schnappten nach Luft, daß es nur so pffte; dagegen umkreisten sie beständig ihre Beute, damit sie ihnen nicht mehr entweichen konnte. Hätte ich damals einen Photoapparat gehabt, so wäre es mir ein leichtes gewesen, auf zirka 2—3 Meter mehrere Male die Szene abzuknippen, gewiß eine äußerst seltene Aufnahme; nach einer Weile streckte ich das Tier zu Boden und zog ihm das Fell ab, das schönste und größte meiner Sammlung; Leber, Milz und Lunge erhielten Cloud und Spring zur Belohnung.

Den Tag vor einer Jagd durften die Hunde nie gefüttert werden, ansonst sie sich nie als besonders eifrig erwiesen; dann konnte es aber vorkommen, daß, wenn sie unterwegs ein Schaf aufspürten, sie damit nicht viel Feder-

lesens machten und sich an demselben gehörig regalierten; für den Tag war es dann allerdings mit der Jagd vorbei.

Das Fleisch hat einen sehr unangenehmen Geruch und kann außer dem Schwanz nicht zubereitet werden; letzterer aber, gut gewürzt, gibt eine gute, kräftige Suppe und gilt als Federbissen. Um das Beiseiteschaffen des Kadavers braucht man nicht besorgt zu sein, denn schon während des Aufbrechens haben sich auf den Bäumen rings herum die Raubvögel und Krähen gesammelt, um sich nach unserm Weggehen auf die Ueberreste zu stürzen und zwei Stunden hernach ist der letzte Happen Fleisch verschwunden; den Rest besorgen die Ameisen und wer einige Tage später dieselbe Stelle begeht, findet nichts mehr übrig als ein Häufchen weißgebleichter Knochen.

Heute, nach 35 Jahren, würde ich in der dazumal von mir besuchten Gegend kaum noch auf ein Kangaroo stoßen; damals jedoch war meine größte Tagesbeute vier Stüd und ein Emu (australischer Strauß). Zu Hause wurde das Fell, die Haarseite nach unten, auf dem Boden ausgespannt und mit kleinen Holzpflöden ringsherum festgemacht, mit Pfeffer bestreut und nach einigen Tagen weggenommen. Die trockenen Felle wurden von dem alle 5 Wochen die Ortschaften am Murray besuchenden Handelsboot gerne gekauft, oder gegen Waren ausgetauscht, um hernach zu Jagdhandschuhen oder Sattelunterlagen verarbeitet zu werden.

Der entwendete Brief.

Eine Detektiv-Geschichte von Edgar Allan Poe.

An einem stürmischen Herbstabend des Jahres 18., kurz vor dem Anbruch der Dämmerstunde, saß ich mit meinem Freund Dupin in seiner kleinen, im dritten Stock der Rue Dunot gelegenen Bibliothek und hing beim Genuß einer Meerchaumpfeife träumerisch meinen Gedanken nach. Seit mindestens einer Stunde hatten wir kein Wort mehr gewechselt; ein heimlicher Beobachter hätte annehmen müssen, wir wären ausschließlich mit den Rauchwolken beschäftigt, die kräuselnd zur Decke stiegen. Ich grübelte indessen über die Dinge, die vorher unser Gesprächsthema bildeten und zu dem Doppelmord in der Rue Morgue in Beziehung standen. Es dünkte mich deshalb ein sonderbares Zusammentreffen, als plötzlich die Tür unseres Zimmers aufging und unser alter Bekannter, der Polizeipräsident G., über die Schwelle trat.

Wir grüßten ihn herzlich, obgleich wir ihn an und für sich nicht sehr schätzten. Wir kannten ihn aber als guten Gesellschafter, und außerdem waren seit unserer letzten Begegnung schon Jahre verstrichen. Da wir bis jetzt im Dunkeln gesessen hatten, stand Dupin auf, um die Lampe anzuzünden; er führte sein Vorhaben aber nicht aus, weil G. ihm erklärte, er wünsche sich lediglich Rat zu erbitten, und zwar in einer amtlichen Sache, die ihm viel Kopfzerbrechen bereite.

„Wenn sich's um eine Sache handelt, die Nachdenken erfordert“, sagte Dupin, indem er die Lampe an ihren Platz zurückstellte, „so läßt sie sich besser im Dunkeln erledigen.“

„Das ist wieder einer Ihrer seltsamen Einfälle“, entgegnete der Präsident, der gewohnheitsmäßig alles „seltsam“ fand, was über seinen Horizont ging, und daher ständig von einer Unmenge „seltsamer“ Dinge umgeben war.

„Sehr richtig“, bestätigte Dupin. Dabei reichte er dem Besuch eine Pfeife und schob ihm einen mächtigen Sessel hin.

„Was also beschäftigt Sie so, Herr Präsident?“ fragte ich. „Hoffentlich keine neue Mordtat?“

„O nein. Durchaus nichts dergleichen. Im Grunde liegt die Geschichte sehr einfach, wie ich denn auch nicht im geringsten bezweifle, daß wir allein mit ihr fertig werden; ich glaube nur, die überaus seltsamen Einzelheiten würden Dupin vielleicht interessieren.“

„Einfach und dennoch seltsam?“ fragte Dupin.

„Ja, weshalb nicht? Vielleicht trifft auch eines von

beiden nicht zu. Tatsache ist jedenfalls, daß uns die Gelegenheit trotz ihrer Einfachheit ungewöhnlich zu schaffen macht."

"Vielleicht ist es gerade das Einfache, was Ihnen Schwierigkeiten bereitet?" meinte mein Freund.

Der Präfekt lachte auf. "Was für ein Unsinn!" erwiderte er.

"Vielleicht ist das Geheimnis zu offenkundig?"

"Allgütiger Himmel! Was für ein Einfall!"

"Ein wenig zu durchsichtig...?"

"Hahaha!" wieherte der Besucher, aufs höchste belustigt. "Sie bringen mich noch um, Dupin, mit Ihren Späßen."

"Was ist denn nun eigentlich los", fragte ich schließlich.

"Ich will's Ihnen sagen", antwortete der Präfekt, indem er eine dicke Rauchwolke in die Luft blies und sich im Stuhle zurücklehnte, "und zwar in ganz kurzen Worten. Aber vorher muß ich Sie darauf hinweisen, daß die Geschichte Verschwiegenheit fordert, strengste Verschwiegenheit. Ich würde wahrscheinlich meinen Posten verlieren, wenn es herauskäme, daß ich sie jemand anvertraut habe."

"Erzählen Sie nur", sagte ich.

"Oder lassen Sie's sein", meinte Dupin.

"Hören Sie also. Ich bin persönlich von allerhöchster Stelle benachrichtigt worden, daß ein gewisses Dokument von größter Wichtigkeit aus den königlichen Gemächern entwendet worden ist. Man kennt die Persönlichkeit, die es mitnahm; man sah, wie der Diebstahl ausgeführt wurde. Und ebenso weiß man, daß das Papier sich auch jetzt noch in jenen Händen befindet."

"Wie will man das wissen?" fragte Dupin.

"Das geht nicht nur aus der Art des Dokumentes hervor", erwiderte der Präfekt, "sondern auch daraus, daß sich gewisse Dinge noch nicht ereignet haben, was ganz unfehlbar der Fall sein würde, wenn das Dokument aus den Händen des Diebes in andere übergegangen wäre. Das heißt: wenn er es zu dem Zwecke benutzte, für den er es schließlich bestimmt hat."

"Reden Sie doch etwas deutlicher", sagte ich.

"Gut denn, ich will etwas weitergehen und Ihnen mitteilen, daß jenes Dokument seinem Inhaber eine gewisse Macht an gewisser Stelle verleiht, wo sie von allergrößter Bedeutung sein kann." Der Präfekt war ein Freund diplomatischer Ausdrucksweise.

"Ich verstehe Sie immer noch nicht", sagte Dupin.

"So? Nun, dann hören Sie weiter. Die Enthüllung des Dokumentes gegenüber einem Dritten, der vorläufig ungenannt bleiben mag, würde die Ehre einer sehr hochstehenden Persönlichkeit beeinträchtigen, und das verleiht dem Inhaber jenes Papiers natürlich Einfluß auf die erlauchte Persönlichkeit, deren Ehre und Seelenruhe auf dem Spiele stehen."

"Von solchem Einfluß", warf ich dazwischen, "wäre doch aber nur dann die Rede, wenn wirklich der Dieb ganz sicher weiß, daß der Bestohlene von seiner Tat unterrichtet ist. Wer aber dürfte es wagen..."

"Der Dieb", sagte G., "ist der Minister D. Der wagt alles und jedes und schiert sich den Ruckel darum, ob seine Tat eines Mannes würdig ist oder nicht. Die Art und Weise, wie er den Diebstahl ausführte, war ebenso kühn wie geschickt. Die bestohlene Person hatte das Dokument — einen Brief, um es frei herauszusagen — soeben erhalten, als sie sich ganz allein im königlichen Boudoir befand. Während sie den Brief las, überraschte sie der Eintritt einer anderen hohen Person, vor der sie ihn ganz besonders geheim halten wollte. Vergebens suchte sie rasch noch den Brief in ein Schubfach zu werfen; sie mußte ihn wohl oder übel auf den Tisch legen. Allerdings war die Anschrift nach oben gekehrt, so daß der Inhalt nicht sichtbar war. In diesem kritischen Augenblick trat der Minister D. in das

Zimmer. Sein Luchsauge sieht sofort das Papier, erkennt die Handschrift auf der Adresse, bemerkt die Verwirrung der Empfängerin und ergründet deren Geheimnis. Nachdem



Ein Denkmal für Henryk Sienkiewicz.

In Bydgoszcz, dem ehemaligen Bromberg, wurde dieser Tage ein Denkmal für den 1916 in Venedig verstorbenen polnischen Schriftsteller Henryk Sienkiewicz, den Verfasser des berühmten Romanes „Quo Vadis?“, enthüllt.

er in seiner gewohnten Weise rasch das Geschäftliche abgewickelt, zieht er mit Seelenruhe einen Brief aus der Tasche, der ziemlich genau jenem anderen gleicht, öffnet ihn, tut so, als ob er ihn lese, und legt ihn dann dicht neben dem anderen auf den Tisch. Dann spricht er ungefähr eine Viertelstunde lang wieder von Staatsgeschäften. Als er sich schließlich verabschiedet, nimmt er den Brief, an dem er kein Recht besitzt, an sich. Die rechtmäßige Eigentümerin sieht es, wagt aber verständlicherweise nicht, durch eine Bemerkung die Aufmerksamkeit jener neben ihr stehenden dritten Person auf den Brief zu lenken. Der Minister empfiehlt sich und läßt seinen eigenen, übrigens ziemlich gleichgültigen Brief auf dem Tische liegen."

"Da haben Sie also, was Sie verlangten, um den Einfluß des Diebes verständlich zu finden", sagte Dupin, indem er sich zu mir wandte; "der Dieb weiß, daß der Bestohlene ihn als den Spitzbuben kennt."

"So ist es", antwortete der Präfekt, "und seinen auf solche Weise erlangten Einfluß benützt er in immer stärkerem, immer gefährlicherem Maße schon monatelang für politische Zwecke. Die Notwendigkeit, den geraubten Brief wieder an sich zu bringen, wird für die Bestohlene täglich zwingender. Natürlich kann das nicht offen geschehen. Und deshalb hat die schon fast Verzweifelte mich mit der Sache beauftragt."

"Weil nämlich", fügte Dupin hinzu, indem er mächtige Rauchwolken paffte, "kein scharfsinnigerer Mittelsmann denkbar wäre."

"Sie sind sehr gütig", erwiderte der Präfekt. "Es kann aber sein, daß man wirklich so über mich urteilt."

„Es besteht, wie sie schon sagten, kein Zweifel darüber, daß der Minister den Brief noch besitzt“, bemerkte ich, „denn nur auf dem Besitz, nicht auf der Weiterverwertung des Briefes beruht ja sein Einfluß. Sobald er Gebrauch von dem Schriftstück macht, ist sein Einfluß dahin.“

„Sehr richtig“, bestätigte G.; „von dieser Erwägung ging ich auch aus. Das erste Erfordernis war eine Haus-suchung in der Ministerwohnung, die aber insofern schwierig war, als der Minister von ihr nichts erfahren durfte. Es sei, wie man sagte, vor allem gefährlich, ihn unsere Absicht erraten zu lassen.“

„Mit dergleichen Dingen müssen Sie doch aber gründlich Bescheid wissen“, sagte ich. „Solche Haus-suchungen sind doch nichts Neues für die Pariser Polizei.“

„Sehr richtig. Ich war umso weniger ängstlich, als ich verschiedene Lebensgewohnheiten des Ministers ausnützen konnte. Sehr häufig ist er z. B. des Nachts nicht zu Hause. Die Dienerschaft ist nicht zahlreich und ihre Schlafräume liegen weitab von den Zimmern des Herrn und Gebieters. Zudem sind es größtenteils Neapolitaner, die leicht betrunken gemacht werden können. Ich besitze, wie Sie wissen, Schlüssel, mit denen man jedes beliebige Zimmer, jedes beliebige Schlafkabinett in Paris öffnen kann. Seit drei Monaten ist keine Nacht vergangen, in der ich die D'sche Wohnung nicht stundenlang durchforscht hätte. Es geht hier um meine Ehre. Und ganz unter uns: die ausgesetzte Belohnung ist fürstlich. Aus diesem Grunde gab ich das Suchen nicht eher auf, als bis ich mir sagen mußte: der Dieb ist gewichtiger als du selbst. Ich glaube, es gibt keine Ecke und keinen Winkel im ganzen Hause, den ich nicht nach dem Briefe durchforscht habe.“

„Wäre es nicht vielleicht möglich“, fragte ich, „daß der Minister den zweifellos noch in seinem Besitze befindlichen Brief irgendwo außerhalb seines Hauses versteckt hielt?“

„Das ist kaum anzunehmen“, entgegnete Dupin. „In Anbetracht der augenblicklichen Lage der Dinge am Hofe und im besonderen der Intrigen, in die man D. verwickelt weiß, ist jedenfalls die Möglichkeit, den Brief bei der ersten Gelegenheit vorzeigen zu können, ebenso wichtig wie sein Besitz.“

„Die Möglichkeit, ihn vorzeigen zu können?“ fragte ich.

„Sawohl“, antwortete Dupin, „um ihn dann zu ver-nichten.“

„Das ist richtig“, stimmte ich zu. „Das Papier befindet sich also zweifellos in seiner Wohnung, denn daß er es mit sich herumträgt, ist nicht anzunehmen.“

„Gewiß nicht“, sagte der Präsekt. Zweimal habe ich ihn durch bestellte Straßenräuber überfallen und vor meinen Augen durchsuchen lassen.“

„Das hätten Sie sich ersparen können“, meinte Dupin. „D. ist, so viel ich weiß, nicht so dumm, um dergleichen Ueber-fälle nicht voranzusehen.“

„Nein, ein Dummkopf ist er gerade nicht“, erwiderte G., „aber er ist ein Dichter, und das besagt fast dasselbe.“

„Sehr wahr“, pflichtete Dupin bei und blieb wie in Nachdenken versunken eine mächtige Wolke aus seiner Meer-schaumpfeife, „obwohl ich selbst schon manches Gedicht in Knittelversen verbrochen habe.“

„Erzählen Sie uns doch ausführlich“, sagte ich, „wie Sie bei Ihren Nachforschungen vorgehen.“

„Gut also. Tatsache ist, daß wir uns hinlänglich Zeit nahmen, um gründlichst zu suchen. Ich habe ja reiche Erfah-rung in solchen Dingen. Das ganze Gebäude durchforschte ich, Zimmer für Zimmer; jedem einzelnen widmete ich die Nächte einer ganzen Woche. Zuerst kamen in jedem Gemache die Möbel daran. Alle vorhandenen Schubkästen wurden geöffnet, denn für einen gewiegten Polizeimenschen gibt es,

wie sie hoffentlich wissen, keine sogenannten Geheimfächer. Wer sich bei einer Haus-suchung solch ein Geheimfach ent-gehen läßt, ist ein Tölpel. Die Sache ist ja so überaus einfach. Man erkennt bereits an der Einteilung der Kästen und an ihrem Umfang, ob etwas dahinter verborgen ist. Wir haben da ganz bestimmte Anhaltspunkte. Kein Milli-meter entgeht uns. Dann machten wir uns an die Polster-fessel, in die wir mit langen und dünnen Nadeln hinein-stachen. Sie haben mich sicherlich solche Nadeln schon an-wenden sehen. Zuletzt schraubten wir von den Tischen die Platten ab.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Weil Leute, die etwas verheimlichen wollen, zuweisen von Tischen und ähnlichen Möbelstücken die Platten ent-fernen, den Fuß sorgsam aushöhlen, den Gegenstand in dieser Oeffnung verstecken und dann die Deckplatte wieder an Ort und Stelle bringen. Auch die unteren und oberen Enden der Bettpfosten werden zu solchen Zwecken verwendet.“

„Kann man denn solche Höhlungen nicht schon durch Abklopfen ausfindig machen?“ fragte ich.

„Ganz und gar nicht; weil nämlich der Gegenstand, den man hineinlegt, meist tüchtig mit Watte umwickelt wird. Uebrigens waren wir in diesem Falle genötigt, durchaus geräuschlos zu Werke zu gehen.“

„Sie konnten aber doch unmöglich sämtliche Ausstat-tungsgegenstände, in denen Höhlungen denkbar waren, auf diese Art auseinandernehmen? Man kann einen Brief so zusammenrollen, daß er einer Stricknadel ähnlich sieht und bequem in einer Stuhlleiste Platz finden kann. Sie werden doch nicht sämtliche Stühle zerlegt haben?“

„Natürlich nicht. Aber wir halfen uns anders, und zwar auf eine noch bessere Art. Mit Hilfe eines starken Ver-größerungsglases untersuchten wir nicht nur die Leisten der Stühle, sondern auch die Riken und Fugen der übrigen Möbel. Auf diese Weise hätten wir jede Spur einer vor-genommenen Veränderung unfehlbar bemerken müssen. Ein winziges Sägemehlstäubchen zum Beispiel, von einem Bohrer zurückgelassen, wäre so deutlich zu sehen gewesen wie etwa ein Apfel. Die geringste Abweichung in der Leimung, das unbedeutendste Auseinanderklaffen der Fugen würde genügt haben, um ein Versteck zu erkunden.“ (Fortsetzung folgt.)

Gespräche von Roland Bürki.

Im Gebirge.

B.: Ich gehe ins Gebirge.

G.: Was versprichst du dir von dieser Reise ins Ge-birge?

B.: Ich werde meine Seelenkräfte erfrischen, die ich in dem grauen Alltagsleben verloren.

G.: Schon recht.

B.: Du hast noch etwas auf der Zunge, sprich.

G.: Die Reise ins Gebirge wird für dich nur dann von wirklich großem Vorteil sein, wenn du dabei zum Urgebirge deines eigenen innern Wesens dringst.

Offenheit.

A.: Ich kann die Menschen nicht verstehen. Sie gehen alle kalt und fremd an mir vorüber, ohne nur mit einem Bildchen ihrer Innenwelt mir nah zu treten. Verschlossen sind sie alle.

B.: Mein Lieber! Können denn die Menschen in ein Haus eintreten, wenn die Türen riegelstark verschlossen sind?

A.: Wie meinst du das?

B.: Die Menschen sind vor dir verschlossen, weil du selbst verschlossen bist. Öffne dich, und volles, wahres Le-ben, wie es ist, strömt in dich ein.